

Gespensstergeschichten aus Bern

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Im Unterengadin: Martinsbruck, der Grenzort

weniger als sauber. Der Soldat stand lange Monate an der russischen Front, wurde schwer verwundet und hält nun, weil zum Frontdienst nicht mehr tauglich, an diesem ruhigen Grenzstück Wache und kontrolliert, wie er lachend versichert, alle Wochen einmal eine Paßkarte und läßt sich dazwischen gar zu gerne Schweizerstümpfen schenken. Der Grenzverkehr ist sozusagen vollständig unterbunden. Die bitteren Worte, die der Soldat über seine Regierung fallen ließ, sind mir erst seither in ihrer ganzen Bedeutung inne geworden.

Ueberaus dankbar ist eine Wanderung durch die Schlucht von Finstermünz, die der Inn vor dem gänzlichen Verlassen der Schweiz durchbraust. Der Fluß bildet hier bis Finstermünz die Grenze. Seit einigen Jahren geht eine Fahrstraße durch die Finstermünzschlucht nach dem tirolischen Pfunds. Eine Abzweigung hat dem weltverlorenen Samnaun die längst ersehnte menschenwürdige Verbindung mit seinem Mutterlande gebracht, die es Jahrhunderte lang entbehren mußte.

In einem kleinen Stündchen walzen wir nach Weinsberg, wie die letzten paar Häuser auf Schweizerboden heißen. Gegenüber ist das tirolische Finstermünz, Hochfinstermünz mit einigen schönen Hotels auf ausichtsreicher Höhe, tief unten am Fluß das malerische Altfinstermünz. Mitten im Inn steht ein uralter Turm, durch welchen die Brücke führt. Wie gerne gingen wir hinunter! Aber der Grenzposten ist streng und verweigert es. Auch hier Spionensfurcht. So können wir nur wehmütig unserm treuen Reisebegleiter, dem Inn, nachblicken, wie er ins fremde Land hinein rauscht, und durch einen schmalen Talauschnitt einen Blick ins Tirol werfen, das heute noch verschlossen ist.

Gespensstergeschichten aus Bern.

Von Hedwig Correvon.

Im Beinhaus.

In einer Wirtsstube saßen einige Burschen beieinander und konnten sich im Prahlen über ihren Mut nicht genug tun. Vor gar nichts, auch nicht vor dem Schrecklichsten, kamen sie zum Schlusse, würden sie Angst empfinden. Ein Mann am Nebentisch, der alles mitangehört hatte, trat auf sie zu und frug, ob einer von ihnen wohl gewillt wäre,

im Beinhaus auf dem Friedhof, allwo die Schädel der Toten aufbewahrt würden, einen Totenkopf zu holen.

„Nichts leichter als das,“ rief einer der Burschen aus und machte sich allsogleich auf den Weg.

Als er in das Beinhaus kam, sah er im Scheine eines ewigen Lichtes eine ganze Menge von Totenschädeln, die auf Gestellen links und rechts aufgereiht waren. Es war noch nicht Mitternacht, und Totenstille herrschte in dem kleinen Raum.

Kurz entschlossen streckte er die Hand nach einem Totenschädel aus und wollte ihn packen. „Halt,“

rief plötzlich eine furchtbare Stimme, so daß er vor Schreck beinahe umfiel, „das ist mein Schädel.“ Der Bursche dachte an sein Versprechen und an den Hohn, der ihn empfangen würde, wenn er ohne Schädel ins Wirtshaus zurückkäme, und griff nach einem andern Kopf. „Halt,“ ertönte da eine noch viel schrecklichere Stimme, „das ist mein Schädel.“ Mehr mechanisch als bewußt, denn der Schrecken war ihm in die Glieder gefahren, griff der Bursche nach einem dritten Schädel. „Halt,“ schrillte es da durch den Raum, daß die Gestelle zu krachen begannen und die Wände erzitterten, „das ist mein Schädel.“

Da hielt es den jungen Mann nicht mehr. Außer sich vor Entsetzen und Grauen, stürzte er zum Beinhaus hinaus, lief ins Wirtshaus zurück und langte totenblaß, keines Lautes mehr mächtig, bei seinen wartenden Kameraden an. „Halt's nicht recht ange stellt,“ lachte der Mann, der ihn zu diesem Abenteuer aufgefordert hatte, aus, „hättest es machen sollen wie jene junge Magd. Was brauchst du zwei Schädel, hatte sie geantwortet, als jemand ihr das „Halt, das ist mein Schädel!“ —“ entgegengerufen hatte, und war darauf unbehelligt mit dem Totenkopf zum Beinhaus hinausgekommen.

Riltgang.

In der Nähe Berns war ein Mädchen, dessen Schönheit viel von sich reden machte. Es war so schön und so lieb, daß jeder, der es einmal sah, von ihm ergriffen wurde und es nicht mehr aus den Sinnen lassen konnte. Es hielt sich jedoch von jedem Verkehr abseits.

Eines schönen Tages entschlossen sich einige Burschen, in der Nacht zu ihm zu Rilt zu gehen. Die Nacht war schon ziemlich weit vorgeschritten und dennoch brannte in der Kammer des Mädchens immer noch Licht. Ein Bursche hob sich auf den Zehen, um ins Fenster hineinschauen zu können. Da erschrak er über dem, das er drinnen sah. Die andern schauten ebenfalls hinein und schüttelten ganz verwundert den Kopf. Auf dem Bette lag das Mädchen totenblaß. Jede Farbe war aus seinen Zügen gewichen und kein Atemzug entrang sich seinem geschlossenen Munde. Und wie die Burschen immer noch auf das Bild, das sich ihnen bot, hinstarrten, kam etwas Schwarzes, Geschmeidiges daher,

sprang mit einem Satz durch das Fenster ins Zimmer hinein und verschwand unter dem Bett des Mädchens. Eine schwarze Kacke. Und nun färbten sich die Wangen der Schläferin auf einmal mit einem zarten Rot; ein Zucken ging über das vordem starre Antlitz, die Hände bewegten sich, ein langer tiefer Seufzer hob die Brust. Die Burschen schlichen davon, so schnell sie konnten und mieden von da an jede schwarze Kacke, die ihnen nachts begegnete.

Ein unfreundliches Fraueeli.

Jedesmal, wenn das Wetter ändert, zeigt sich in einem alten Hause ein altes Fraueeli, das kaum so groß wie ein neunjähriges Kind ist und ein Häubchen trägt, wie früher alte Frauen sie getragen. Mit Vorliebe machte es sich um den Feuerherd zu schaffen. Bald schreitet es über den Estrich, bald ist es im Keller zu sehen; dann wieder schreckt es die Schläfer aus ihrem ersten Schlafe auf, weil es durch die Schlafkammer geht und die Bretter unter sich krachen macht. Besonders gerne zeigt es sich Kindern. Wehe aber, wenn jemand ihm den Weg zu vertreten sucht, und sei es auch, ohne es zu wollen. Mit aller Kraft hält es ihm die Haustüre zu, so daß selbst ein starker Mann sie nicht zu öffnen vermag. Fauchend wie eine wilde Kacke springt es ihm ins Gesicht, fährt ihm mit allen zehn Fingern über die Wangen, puktet ihn an, so daß sein Kopf geschwollen wird.

Das Haus, in dem es spukt, gehörte zu einem Kloster. Das Fraueeli hätte die Küche besorgen müssen, wird erzählt. Was aber treibt es immer wieder aus seinem Grabe heraus und läßt es nicht zur Ruhe kommen? Ein Kindsmord, behaupten die Einen, Veruntreuungen die andern. Man hat es schon nießen hören, aber keiner noch hatte den Mut, ihm Gesundheit zu wünschen, womit der Bann von ihm gewichen und es zur Ruhe gekommen wäre. Es hatte auch noch keiner den Mut, die Fragen an das kleine Gespenstlein zu richten, die man sonst für Gespenster bereit hat:

„Was habt Ihr getan, daß Ihr nicht am richtigen Orte seid?“

Worauf dann das Gespenst, weit ausholend, zu erzählen beginnt und ein schmerzliches Stöhnen anhebt. Um dies zu Ende zu bringen, fragt man alsdann:

„Wie war dir, als Leib und Seele auseinandergingen?“

Die Frage ist furchtbar und der Geist bricht alsdann in ein gräßliches Schreien aus. Dies erlöse ihn von seinem Banne, behaupten die einen, und er hätte inskünftig seine Grabesruhe. Als eine Pein, die man dem Gequälten zufügt, fassen andere diese Frage auf und unterlassen sie aus diesem Grunde.

Tod vor Schrecken.

Von J. P. Hebel.

Als einmal der „Hausfreund“ mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert.“

Im Wirtshaus, wo die Schreiber beisamensafen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!“ sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen — „Und ein altes Weib,“ fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt.“ Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergeltete dich, und sag dir's noch vorher.“ Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt.“

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Land-Chirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum

Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Ellbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's.“ Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen toten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen,“ und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?“ — „Nein, es gibt noch keine.“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte: dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für Pöffen? Meinst du, ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schreiber war mausstill. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.“ Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht, und als er langsam nach ihm haschte und als er sagen wollte: „Hab' ich dich,“ blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tötende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte: „Ich trink' ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh,“ sagte der Doktor zum „Hausfreund“, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grund liegt er, das ich Euch gezeigt habe.“

Präsident Wilson.

(Statt einer Buchbesprechung.)

Man hat zur Bezeichnung der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Situation die Fragestellung „Lenin oder Wilson?“ erfunden. In der Tat, die Menschheit steht an einem Kreuzweg. Auf die eine Seite locken die Verheißungen einer neuen politischen Idee, deren Verkörperung Lenin heißt: Der Kapitalismus, der die Menschheit in unsagbares Elend gestürzt hat, soll vernichtet werden durch den Machtwillen des befreiten Proletariates. Auf der andern Straße steht warnend und beschwörend, für die Sache der überlieferten Demokratie werbend, an die Vernunft und die Mäßigung der Parteien links und rechts appellierend Präsident Wilson mit seinem Völkerbunds- und Friedensprogramm.

Die Parteien sind ungleich geworden. Lenin scheint recht zu bekommen: Wilsons Idee der Mäßigung hat sich innerhalb der kapitalistisch-imperialistischen Welt als zu schwach erwiesen. Das Problem der Kriegsliquidation muß auf andere Weise angepackt werden. So scheint es.

Zur richtigen Stunde wird uns das Buch des Franzosen Daniel Haléon über Präsident Wilson in die Hand gelegt. (Die deutsche Uebersetzung durch Hans Fritsche erschien kürzlich im Verlage Rascher & Cie., Zürich.) Das Buch enthält wichtige Aufschlüsse über die Persönlichkeit des nordamerikanischen Staatsmannes, über seine politische Gesinnung und seine Schaffensweise. Und das, was wir hier von dem Manne vernehmen, der die Wage der Weltgeschichte in seiner Hand hält, läßt den Glauben zu, daß eine überraschende Wendung der ganzen Situation, erzwungen durch das Machtwort Wilsons, durchaus im Bereiche des Möglichen liege. Wir empfehlen das Buch als eine hochinteressante Lektüre; wer an den Vorgängen der Gegenwart Anteil nimmt, lernt das Problem der Stunde, das so sehr wie vielleicht noch nie seit Jahrhunderten auf persönliche Werte eingestellt ist, tiefer erfassen.